

## Intentionale Inexistenz und Bewusstsein

### § I.

In diesem Beitrag geht es um die Beziehung zwischen Intentionalität und Bewusstsein. Die Untersuchung konzentriert sich auf den Fall der Wahrnehmung. Die Erweiterung der Argumentation auf weitere intentionale Erlebnisse muss auf eine andere Gelegenheit verschoben werden. Der Beitrag geht von Brentanos These aus, dass Intentionalität ein spezifisches Merkmal bewusster Erlebnisse ist. Brentano selbst hat Intentionalität über den Begriff der intentionalen Inexistenz definiert. Brentanos Standpunkt wird mit einigen Überlegungen von Russell und Moore verglichen, um zum Schluss zu kommen, dass die in einem perzeptuellen Erlebnis gegebenen Qualitäten keine internen Bestandteile der Erlebnisse sein können. Damit wird von einer verbreiteten Form von Repräsentationalismus Abstand genommen, dem zufolge die erlebten Qualitäten eines Erlebnisses durch innere Empfindungen bestimmt werden. Intentionalität ist ein Merkmal perzeptueller Erlebnisse insofern das Subjekt darin externe Qualitäten direkt erlebt.

Der Beitrag argumentiert gegen eine repräsentationalistische Auffassung der Wahrnehmung. Im Unterschied zur den gegenwärtig herrschenden anti-repräsentationalistischen Auffassungen zielt die hier gelieferte Position allerdings nicht auf eine Form von Disjunktivismus<sup>1</sup> ab. Die Argumentation in diese Hinsicht wird vorbereitet, sie kann hier allerdings nicht im Detail geliefert werden. Das muss bei einer anderen Gelegenheit geschehen.

### § II.

Von Franz Brentano stammt die Idee, dass Intentionalität ein Merkmal der psychischen Phänomene ist.<sup>2</sup> Alle psychischen Phänomene sind intentional, die physischen sind es nicht. Intentionalität, sagt er, kann als Beziehung auf einen Inhalt, Richtung auf ein Objekt oder immanente Gegenständlichkeit<sup>3</sup> genannt werden. Psychische Phänomene sind für Brentano bewusste Erlebnisse, wie das Vorstellen, Hören, Urteilen, Erwarten, Zweifeln und Lieben. Als physische Phänomene galten Brentano Farben, die man sieht, Akkorde, die man hört, Gerüche und Wärme, die man empfindet, und «ähnliche Gebilde», die in der Phantasie erscheinen.<sup>4</sup> Beides, psychische wie physische Phänomene sind Erscheinungen.<sup>5</sup> Allerdings lassen sich nur die ersten so wahrnehmen, wie sie sind. Denn, sagt Brentano, die innere Wahrnehmung ist unmittelbar, untrüglich und evident<sup>6</sup>, während die äußere Wahrnehmung trügerisch ist. Daher nennt Brentano die Tatsache, dass sie im «inneren Bewusstsein wahrgenommen werden», eine «weitere gemeinsame Eigentümlichkeit aller psychischen Phänomene».<sup>7</sup>

---

<sup>1</sup> Matthew Soteriou, «The Disjunctive Theory of Perception», in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, Hg. Edward N. Zalta, Winter 2010.2010, <http://plato.stanford.edu/archives/win2010/entries/perception-disjunctive/>.

<sup>2</sup> Vgl. Franz Clemens Brentano, *Psychologie vom empirischen Standpunkt / Franz Brentano* (F. Meiner, 1955), 124.

<sup>3</sup> Ebd., 124–25.

<sup>4</sup> Ebd., 112.

<sup>5</sup> Ebd., 109.

<sup>6</sup> Ebd., 128.

<sup>7</sup> Brentano, *Psychologie vom empirischen Standpunkt / Franz Brentano*, 128.

Für Bertrand Russell galt die Fähigkeit etwas zu erleben, das nicht selbst dem Geist zugehört, als wesentliches Merkmal des Geistes. Er schreibt: «Acquaintance with objects essentially consists in a relation between the mind and something other than the mind; it is this that constitutes the mind's power of knowing things»<sup>8</sup>. Diese Form der *Erkenntnis* von Einzeldingen ist direkt und unmittelbar<sup>9</sup>. Die Dinge sind 'vor dem Geist' (before the mind<sup>10</sup>). Man ist sich deren unmittelbar bewusst. Aus der Tatsache, dass die Dinge unmittelbar vor dem Geiste sind folgt allerdings nicht, dass sie *im* Geist sind. Der auf den Dingen gerichtete Akt ist mental, die Dinge selbst müssen es nicht sein. Russell gibt folgendes Beispiel:

«There is on the one hand the thing of which we are aware—say the colour of my table—and on the other hand the actual awareness itself, the mental act of apprehending the thing. The mental act is undoubtedly mental, but is there any reason to suppose that the thing apprehended is in any sense mental? Our previous arguments concerning the colour did not prove it to be mental; they only proved that its existence *depends upon* the relation of our sense organs to the physical object—in our case, the table. That is to say, they proved that a certain colour will exist, in a certain light, if a normal eye is placed at a certain point relatively to the table. They did not prove that the colour is *in* the mind of the percipient» (*meine Hervorhebung*)<sup>11</sup>.

In den vorhergehenden Argumenten, worauf sich Russell hier bezieht, hatte er die These vertreten, dass das, was uns in der Wahrnehmung unmittelbar gegeben ist, Sinnesdaten sind, keine materielle Gegenstände: «Let us give the name of 'sense-data' to the things that are immediately known in sensation: such things as colours, sounds, smells, hardness, roughness, and so on»<sup>12</sup>. Russell meint also, dass Sinnesdaten, die uns in der Wahrnehmung direkt gegeben sind, zwar vom Geist abhängen, aber nicht selbst im Geiste sind. Es sind weder mentale Gegenstände, noch gewöhnliche Gegenstände der Außenwelt.

G. E. Moore hat beobachtet, dass uns bei der Wahrnehmung eines äußeren materiellen Gegenstandes Unterschiede gegeben sein können, die wir nicht geneigt sind, dem Gegenstand selbst zuzuschreiben. Er schreibt:

«The strange fact [...] is that, in a very large number of such cases, it seems as if it were unmistakably true that the presented object, about which we are making our judgment when we talk of 'This surface' at the later time, is perceptibly different, from that about which we are making it when we talk of the surface I saw just now. If, at the later time, I am at a sufficiently greater distance from the surface, the presented object which corresponds to it at the time seems to be perceptibly smaller, than the one which corresponded to it before. If I am looking at it from a sufficiently oblique angle, the later presented object often seems to be perceptibly different in shape — a perceptibly flatter ellipse, for instance. If I am looking at it, with blue spectacles on, when formerly I had none, the later presented object seems to be perceptibly different in colour from the earlier one. [...]. All this seems to be as plain as it can be [...].»<sup>13</sup>.

Moore stellt fest, dass es einem in der Wahrnehmung so scheint, als sei die Wand, die man ohne Brille sieht, eine andere als die Wand, die man mit einer blau getönten Brille sieht. Schließlich kann ein und dieselbe Wand nicht zugleich weiß und blau sein. Er schließt daraus, so wie Russell, dass das, was uns unmittelbar gegeben ist, die Sinnesdaten, keine materiellen Gegenstände sein können.

---

<sup>8</sup> Bertrand Russell, *The Problems of Philosophy* (Oxford: Oxford University Press, 1912), 69–70.

<sup>9</sup> Ebd., 73–74.

<sup>10</sup> Bertrand Russell, «On the Nature of Acquaintance», in *Logic and Knowledge*, Hg. Bertrand Russell (London: Unwin, 1956), 130.

<sup>11</sup> Russell, *The Problems of Philosophy*, 65.

<sup>12</sup> Russell, *The Problems of Philosophy*, 17.

<sup>13</sup> G. E. Moore, «Some Judgments About Perception», *Proceeding of the Aristotelian Society* 19 (1918): 21–22.

Die Positionen der drei genannten Autoren haben einiges gemeinsam und vieles, was sie voneinander unterscheidet. Die zitierten Texte stehen in unterschiedlichen Zusammenhängen und sie dienen recht unterschiedlichen strategischen Zwecken.<sup>14</sup> Mir geht es hier nicht um jene Zusammenhänge, sondern um die Frage, welchen Beitrag die genannten Argumente zur Frage der Beziehung zwischen Intentionalität und Bewusstsein liefern. Den drei Positionen liegen eine Reihe von Einsichten zugrunde, die mir wichtig und richtig erscheinen. Sie enthalten auch zahlreiche Mängel. Mir geht es hier nicht um jene Mängel, sondern um den Versuch, die richtigen Einsichten in einer produktiven Weise miteinander zu verbinden.

### § III.

Beginnen wir mit Brentanos These, dass Bewusstsein intentional ist. In einem bewussten Zustand zu sein heißt, auf etwas gerichtet zu sein. Brentano nennt Intentionalität ein Merkmal, eine gemeinsame Eigentümlichkeit aller psychischen<sup>15</sup> Akte. Bewusstsein und Intentionalität sind für Brentano offensichtlich eng miteinander verbunden. Die Frage ist, wie diese Beziehung zu verstehen ist. Zwei, von Brentano selbst nahegelegte Hypothesen können in Betracht gezogen werden. Die eine ist, dass es keinen bewussten Zustand gibt, ohne dass einem dabei etwas intentional gegeben ist. Die zweite ist, dass einem nichts intentional gegeben sein kann, ohne dass man sich dessen bewusst wäre. Die erste Behauptung schließt nicht-intentionales (rein qualitatives) Bewusstsein aus. Die zweite Behauptung stellt fest, dass die intentionale Beziehung wesentlich bewusst ist.

Einiges spricht für die sogenannte 'intentionalistische' Position, der zufolge Bewusstsein immer intentional ist, in dem Sinn, dass in einem bewussten Zustand immer etwas in einer bestimmten Weise erlebt wird. In diesem Beitrag geht es jedoch nicht um die Frage, was nicht intentionales Bewusstsein sein könnte, wenn es bestehen sollte. Es geht hingegen um die Frage was Intentionalität als ein zwingend bewusstes Phänomen auszeichnet. Wie muss Intentionalität verstanden werden, um als Eigenschaft, die nur bewussten Zuständen zukommen kann, ausgezeichnet zu sein. Welches Merkmal, oder welches Zusammenspiel von Merkmalen ist dafür verantwortlich, dass es keine Intentionalität gibt, da wo kein Bewusstsein besteht? Brentano selbst scheint diese Frage im Auge gehabt zu haben, als er behauptete, dass «die intentionale Inexistenz den psychischen Phänomenen ausschließlich eigentümlich ist. Kein physisches Phänomen», stellt er fest er, «zeigt etwas Ähnliches»<sup>16</sup>.

Was aber ist intentionale Inexistenz? Und was hat sie mit dem bewussten Charakter von Erlebnissen zu tun? Einer verbreiteten Interpretation zufolge wäre mit intentionaler Inexistenz lediglich die Tatsache zum Ausdruck gebracht, dass der Gegenstand der intentionalen Beziehung im Geiste selbst enthalten ist. Tim Crane formuliert diese Interpretation wie folgt:

«A mental phenomenon (or a mental 'act' in Brentano's terminology) always contains an object within itself. The 'directedness towards an object', 'relation to a content' or 'immanent objectivity' all therefore amount to the same thing: there is an object – that is, another phenomenon, whether physical or mental – in the mental act itself. [...] whether physical or mental, the objects of acts are

---

<sup>14</sup> Das von Russell und Moore verwendete Argument zugunsten von Sinnesdaten bildet eine zentrale Annahme des Illusions-Arguments, demzufolge wir nie gewöhnliche materielle Gegenstände wahrnehmen. Allgemeine Darstellungen des Illusions-Arguments finden sich hier: Howard Robinson, *Perception* (London: Routledge, 1994); Arthur David Smith, *The Problem of Perception* (Cambridge (MA): Harvard University Press, 2002). Mir geht es nicht um dieses Argument, sondern um die Einsichten über den bewussten Charakter der Wahrnehmung, die bei Brentano, Russell und Moore am Werk sind.

<sup>15</sup> Ich werde hier Brentano folgen, in dem ich 'psychisch' und 'bewusst' als gleichbedeutend verwende. Erlebnisse, d.h. psychische Akte, sind laut Definition bewusst.

<sup>16</sup> Brentano, *Psychologie vom empirischen Standpunkt / Franz Brentano*, 125.

phenomena and hence fundamentally mind-dependent. Hence Brentano was not proposing how we think about mind-independent 'external' objects. The intentional inexistence of an object means, literally, existence *in the mental act itself*<sup>17</sup>.

Intentionalität ist demzufolge die Beziehung eines bewussten Aktes auf einen vom Geist abhängigen Gegenstand, ein Phänomen. Dieses Phänomen, meint Crane, existiert *im* Akt selbst, er ist *im* Akt enthalten. Drei Behauptungen müssen hier unterschieden werden. Die erste ist, dass der intentionale Gegenstand eines bewussten Aktes ein Phänomen ist, eine Erscheinung. Die zweite, dass diese Erscheinung vom Geist abhängt. Die dritte, dass der intentionale Gegenstand im Akt enthalten ist, dass er also einen Teil davon bildet. Die Beziehung zwischen den drei Thesen ist nicht offensichtlich. Weder aus der Behauptung, dass der Gegenstand eine Erscheinung ist, noch aus der Behauptung, dass er im Akt enthalten ist, folgt unmittelbar, dass er vom Geist abhängig ist. Und aus der These, dass er vom Geist abhängt folgt nicht, dass er im Akt enthalten ist. Wie wir gesehen haben, meint gerade Russell, dass eine Farbe zwar vom Geist abhängt, ohne aber darin enthalten sei. Der heute viel gepriesene naive Realismus<sup>18</sup> vertritt bekanntlich die Idee, dass der Gegenstand der Wahrnehmung zwar im Akt enthalten ist, selbst aber nicht vom Geist abhängt. Es gilt also zu bestimmen, in welcher Beziehung die drei Thesen stehen müssen, damit Intentionalität als Eigentümlichkeit bewusster Zustände verständlich wird.

Betrachten wir zuerst die These wonach der intentionale Gegenstand eines bewussten Erlebnisses Teil des Erlebnisses selbst ist. Inexistenz wird hier tatsächlich als Existenz *im* Erlebnis verstanden. Die Beziehung des Ganzen zu einem seiner Teile sondert Intentionalität kaum von anderen, nicht psychischen Beziehungen derselben Art ab. Ein Buch besteht aus Papier Blättern, jedes Blatt Papier ist Teil des Buches. Die Beziehung des Buches zu seinen einzelnen Blättern hat jedoch nichts Psychisches oder Bewusstes. Wird nun hinzugefügt, dass bei der intentionalen Beziehung der Gegenstand *nur* als Teil des Aktes existieren kann, so könnte damit tatsächlich eine eigentümlichere Beziehung gemeint sein. Bei gewöhnlichen Beziehungen zwischen einem Ganzen und seiner Teile hängt das Ganze von seinen Teilen ab, und nicht umgekehrt.<sup>19</sup> Eine solche Umkehrung der Beziehung wäre wohl erreicht, wenn der intentionale Gegenstand vom Geist abhinge in dem Sinn, dass er nicht existieren könnte ohne den auf ihn gerichteten bewussten Akt selbst.<sup>20</sup>

Diesem Argument zufolge würde sich Intentionalität als Beziehung eines Ganzen zu einem seiner Teile dadurch auszeichnen, dass der Teil nur als Bestandteil des Ganzen bestehen kann. Man kann sich wiederum fragen, ob das wirklich nur im Bereich des Psychischen gilt. Für den metaphysischen Monisten hängt alles, was es gibt, vom dem Einen, dem Ganzen, ab.<sup>21</sup> Das alleine sollte allerdings die Beziehung vom Ganzen, dem Universum, zu allen seiner Teile noch nicht zu einer intentionalen Beziehung machen, die das Psychische vom Physischen absondert.

Doch auch abgesehen davon, besteht der Verdacht, dass die genannte Abhängigkeit des Gegenstandes vom Akt die Beziehung zwischen Bewusstsein und Intentionalität trivialisiert. Es wird im Grunde gesagt, dass sich intentionale Erlebnisse dadurch auszeichnen, dass sie Teile enthalten, die vom Bewusstsein abhängen. Dass ein Erlebnis Teile beinhaltet, die vom Erlebnis selbst abhängen, ist keine sehr erhellende Charakterisierung des bewussten Charakters eines Erlebnisses.

---

<sup>17</sup> Tim Crane, «Brentano's concept of intentional inexistence», in *The Austrian Contribution to Philosophy*, Hg. Mark Textor (London: Routledge, 2006), 26.

<sup>18</sup> Vgl. Matthew Nudds, «Recent work in perception: Naïve realism and its opponents», *Analysis* 69 (2009): 334–46.

<sup>19</sup> Vgl. Roderick M Chisholm, «Parts as Essential to their Wholes», *Review of Metaphysics* 25 (1973): 581–603.

<sup>20</sup> Die Abhängigkeit des Gegenstandes vom Akt, der auf ihn gerichtet ist, stellt eine, aber nicht die einzige Form von Abhängigkeit des Gegenstandes von Geist dar.

<sup>21</sup> Vgl. Jonathan Schaffer, «Monism: The Priority of the Whole», *Philosophical Review* 119 (2010): 31–76.

#### § IV.

Bleibt zu berücksichtigen, ob die zusätzliche Behauptung, dass es sich beim intentionalen Objekt um eine Erscheinung handelt, einen entscheidenden Beitrag zum Verständnis der Beziehung zwischen Intentionalität und Bewusstsein liefern kann. Vieles hängt freilich von dem ab, was unter 'Erscheinung' verstanden wird. Es ist hilfreich, die von Brentano selbst angeführten Beispiele zu berücksichtigen. Es geht dabei um Farben, Töne, Gerüche, und Wärme. Russell nennt dieselben Erscheinungen Sinnesdaten und fügt noch Formen, Textur und haptische Härte hinzu.<sup>22</sup> Nehmen wir also an, dass sich intentionale Erlebnisse dadurch auszeichnen, dass sie auf solche Erscheinungen gerichtet sind. Der von Crane nahegelegten Interpretation zufolge würde das bedeuten, dass die Erscheinungen als vom Geist abhängige Teile im Erlebnis selbst enthalten sind. Darin bestünde die Intentionalität der Erlebnisse. Was wäre damit für unsere Frage nach der Beziehung zwischen Intentionalität und Bewusstsein gewonnen?

Man wird sich fragen müssen, ob mit der Annahme, Erscheinungen seien geistabhängige Teile der Erlebnisse, nicht die oben genannte Trivialisierung der Beziehung zwischen Intentionalität und Bewusstsein wiederauftaucht. Russells Behauptung, dass man aus der Tatsache, dass Sinnesdaten vom Geist abhängen nicht schließen sollte, dass sie *im* Geist enthalten sind, könnte hier relevant sein. Wir hätten es mindestens nicht mit der unbrauchbaren Behauptung zu tun, dass ein intentionales Erlebnis sich dadurch auszeichnet, dass es als Teile Erscheinungen beinhaltet, die vom Erlebnis selbst abhängen. Um die Tragweite dieser Einsicht besser zu bestimmen müssen wir zuerst Russells These genauer untersuchen.

Russell macht wie Brentano einen Unterschied zwischen dem Akt (die «*sensation*»<sup>23</sup>, wie er sie nennt) und dem, was im Akt als intentionaler Gegenstand gegeben ist. Während Brentano den ersten psychisch und den zweiten physisch nennt, sagt Russell, dass der erste aber nicht der zweite im Geist ist, oder sein muss. Zu sagen, dass die Erscheinung (bzw. das Sinnesdatum) als intentionaler Gegenstand nicht im Geist oder im Akt enthalten ist, könnte bedeuten, dass der Akt nicht vom Gegenstand abhängt, und zwar in dem Sinn, dass die Existenz des Aktes nicht von jener seines Gegenstands abhängt. Am Beispiel der Farbe: in einem visuellen Erlebnis kann jemanden etwas rot erscheinen, selbst wenn es in seiner Umgebung nichts Rotes gibt. Dies würde einer zweiten, in Cranes Text nicht berücksichtigten Interpretation von Brentanos Inexistenz nahekommen. Der intentionale Gegenstand ist inexistent nicht in dem von Crane nahegelegten Sinn, dass er im Akt enthalten ist, sondern dass der Akt auf ihn gerichtet sein kann, selbst wenn er nicht existieren sollte.<sup>24</sup>

Wie ist nun aber die Behauptung zu verstehen, dass die gesehene Farbe, Form, Textur, der wahrgenommene Geruch oder die empfundene Wärme nicht wirklich zu existieren braucht? Moore hat in der oben zitierten Stelle die hier herrschende Schwierigkeit treffend artikuliert. Wenn ich eine Brille mit blaugetönten Gläsern trage, sieht die weiße Wand anders aus als ohne Brille. Es gibt einen erlebten Unterschied zwischen den beiden Wahrnehmungssituationen. Einmal erscheint die Wand weiß, und das andere Mal blau. Angenommen, dass ich ohne Brille die weiße Wand sehe. Was sehe ich, wenn ich die Brille trage? Gar nichts? Moore selbst schildert den Zusammenhang wie folgt:

«to say that e.g. if I am wearing blue spectacles, a wall which is white but not bluish-white 'looks' bluish-white to me, is merely another way of saying that I am directly seeing an expanse which really is of a bluish-white colour and which at the same time has to the surface which is not bluish-white a specific relation which [...] entitles me to assert that [...] I am seeing the surface of the

---

<sup>22</sup> Vgl. Russell, *The Problems of Philosophy*, 15–17.

<sup>23</sup> Vgl. Ebd., 17.

<sup>24</sup> Intentionale Inexistenz in diesem Sinn wird in Cranes neuerem Buch behandelt (Tim Crane, *The Objects of Thought* (Oup Oxford, 2013).

wall which is not bluish-white. [...]. If I am not directly seeing a bluish-white expanse [...], how can I possibly know that that wall is looking bluish-white to me? [...] I cannot 'see' in the common sense any physical object whatever without its 'looking' somehow to me [...].<sup>25</sup>

Drei recht unterschiedliche Thesen werden in Moores Beobachtungen zusammengeworfen. Die eine ist, dass bei jedem perzeptuellen Erlebnis einem etwas in einer bestimmten Weise erscheint. Ein Gegenstand erscheint in einer bestimmten Weise in dem Sinn, dass der Gegenstand nicht 'nackt' gegeben ist, sondern mit der einen oder anderen Qualität (Form, Farbe, Textur, usw.). Die zweite ist, dass der Gegenstand direkt erscheint, in dem Sinn, dass er in der Wahrnehmung so oder so erscheint (als blau, heiß, rund, usw.), unabhängig von dem, was man über den Gegenstand weiß oder vermutet. Selbst wenn man weiß, dass die Wand weiß ist, erscheint sie durch die Brille blau. Die dritte These ist, dass das, was einem in einer bestimmten Weise erscheint, vom gewöhnlichen äußeren Gegenstand unterschieden werden muss. Die Annahme, die von den beiden ersten zur dritten These zu führen scheint, ist leicht erkennbar: wenn einem ein gewöhnlicher Gegenstand nicht so erscheint, wie er ist, dann kann das, was einem dabei so erscheint, wie es tatsächlich ist, nicht identisch sein mit dem gewöhnlichen Gegenstand. Diese Annahme fußt auf der einen Seite auf den Unterschied zwischen Erscheinen und Sein. Man geht davon aus, dass die Sachen in der Wahrnehmung anders erscheinen können als sie sind. So werden typischerweise Illusionen verstanden.<sup>26</sup> Es wird aber zugleich angenommen, dass es in der Wahrnehmung immer etwas geben muss, das genau so ist, wie es erscheint. Damit wäre eine Täuschung im strikten Sinn ausgeschlossen. Somit ergibt sich eine Spannung, die durch den Verzicht auf eine der verwendeten Prämissen behoben werden muss. Wir werden feststellen, dass vieles vom Verständnis der These, dass die Sachen in der Wahrnehmung anders erscheinen als sie sind, abhängt.

Die erste und die zweite Prämisse in Moores Argument ergeben zusammen die Behauptung, dass bei jedem perzeptuellen Erlebnis einem etwas in einer bestimmten Weise direkt erscheint. Um die Tragfähigkeit dieser Prämisse zu überprüfen, lohnt es sich, Wahrnehmung mit Urteil zu vergleichen. Man kann urteilen, dass das Wasser heiß ist, ohne es irgendwie, als heiß oder kalt, zu erleben. Hingegen kann die Temperatur des Wassers nicht gefühlt werden, ohne irgendwie, etwa als heiß, erlebt zu werden. Dasselbe gilt für Farben, Formen, Töne, usw. Man kann urteilen, dass die Platte elliptisch ist, ohne die Form irgendwie zu erleben. Die Form der Platte visuell wahrzunehmen, heißt dagegen, dass sie einem irgendwie erscheint, z.B. rund oder elliptisch. Man kann urteilen, dass die Wand blau ist, ohne die Farbe zu erleben. Die Farbe der Wand zu sehen heißt aber, dass die Farbe dabei irgendwie, z.B. als blau, erlebt wird. Die Farbe Blau zu erleben heißt, dass sich das Sehen einer blau erscheinende Wand anders anfühlt als das Sehen einer weiß erscheinenden Wand. Es gibt, und das ist entscheidend, einen bewussten Unterschied zwischen den beiden perzeptuellen Erlebnissen, der dem Unterschied der erscheinenden Qualitäten entspricht. Das gilt selbst da, wo der traditionellen Auffassung zufolge eine Täuschung vorliegt. Das Wasser kann als heiß erlebt werden, selbst wenn dessen Temperatur unter 20° C liegen sollte. Die Wand kann blau erscheinen, selbst wenn sie mit weißer Farbe gestrichen sein sollte. Nicht die gestrichene Farbe der Wand und nicht die gemessene Temperatur des Wassers bestimmt die Qualität des Wahrnehmungserlebnisses, sondern die Art und Weise wie die Farbe der Wand und die Temperatur des Wassers erscheinen.

---

<sup>25</sup> G. E. Moore, «Visual sense- data», in *Perceiving, Sensing, and Knowing*, Hg. Robert, Swartz (London: Anchor Books, 1965), 133–34.

<sup>26</sup> In seiner klassischen Darstellung des Illusions-Argument schreibt Ayer z. B.: «Let us now consider one of these examples, say that of the stick which is refracted in water, and see what is to be inferred. For the present it must be assumed that the stick does not really change its shape when it is placed in water. [...] Then it follows that at least one of the visual appearances of the stick is delusive ; for it cannot be both crooked and straight» A.J. Ayer, *The Foundations of Empirical Knowledge* (London: McMillan, 1969), 3–4.

In einem perzeptuellen Erlebnis ist eine Qualität direkt gegeben in dem Sinn, dass man sie als solche erlebt, unabhängig von dem, was man über sie weiß oder vermutet. Nun stellen sich zwei Fragen, eine phänomenologische und eine metaphysische. Die erste Frage ist: erscheint die Qualität selbst als Gegenstand, oder erscheint sie als Qualität eines Gegenstandes? Die zweite Frage ist: kann die Qualität selbständig bestehen, oder kann sie nur als Qualität eines Gegenstandes bestehen? Wie können sie erste Frage vorübergehend außer Acht lassen. Es reicht festzustellen, dass die beiden Thesen voneinander unabhängig sind und dass die metaphysische These alleine ausreicht, um aus dem zuvor gesagten schließen zu können, dass es bei jedem perzeptuellen Erlebnis etwas gibt, das die erlebte Qualität besitzt.<sup>27</sup> Robinson meint hier ein "Phenomenal Principle" erkennen zu können: «If there sensibly appears to a subject to be something which possesses a particular sensible quality then there is something of which the subject is aware which does possess that sensible quality»<sup>28</sup>. Darin liegt nun das Problem für die oben vorgeschlagene Interpretation, wonach die Erscheinung, als intentionaler Gegenstand eines perzeptuellen Erlebnisses, nicht zu existieren braucht.

Ein klassischer Einwand gegen diese Argumentationslinie beharrt auf der Behauptung, dass in einer Illusion der wahrgenommene Gegenstand anders erscheint als wie er ist. Die Situation wird verglichen mit einer falschen Überzeugung, die dem Gegenstand eine Eigenschaft zuschreibt, die er nicht besitzt. Jemand kann irrtümlicherweise urteilen, dass die Wand vor ihm blau ist, obwohl nichts in seiner Umgebung blau ist. Sein Urteil, sagt man, enthält eine falsche Repräsentation der Wand. Ähnliches soll bei einer perzeptuellen Täuschung eintreten. Die Wand erscheint irrtümlicherweise blau soll bedeuten, dass sie irrtümlicherweise als blau repräsentiert wird. Wahrnehmungen wie Urteile beinhalten Repräsentationen, die korrekt oder falsch sein können.

Die repräsentationale Theorie der Wahrnehmung steht vor einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten. Hier geht es lediglich um die Frage, wie sie mit der oben geschilderten Tatsache umgeht, dass in der Wahrnehmung, im Unterschied zum Urteil, die Qualität des Gegenstandes nicht nur repräsentiert, sondern erlebt wird. Welche Alternative bietet der genannte Repräsentationalismus zur Erklärung des bewussten Charakters einer Wahrnehmung? An dieser Stelle wird mindestens seit den britischen Empiristen der Begriff der Empfindung verwendet. Die These ist, im Kern, dass der qualitative Charakter des Erlebnisses nicht durch die erlebte Qualität des Gegenstandes bestimmt wird, sondern durch eine davon unabhängige sinnliche Empfindung, die eine Repräsentation — oft als Abbild aufgefasst — des äußeren Gegenstandes liefert. Danach wird etwa der qualitative Charakter des visuellen Erlebnisses einer blau erscheinenden Wand durch eine Blau-Empfindung bestimmt, die den wahrgenommenen Gegenstand repräsentiert. Diese These steht vor zwei grundsätzlichen Schwierigkeiten. Die erste ist, dass sie deskriptiv (im phänomenologischen Sinn) unangemessen ist. Die zweite ist, dass sie von einem fragwürdigen Verständnis der qualitativen Begriffe ausgeht. Beginnen wir bei der ersten.

Es sieht vom Standpunkt der ersten Person nicht so aus, als wäre die erscheinende Qualität eine Eigenschaft eines mentalen Vorkommnisses. Bei der visuellen Wahrnehmung kommt es einem so vor, als sei die Wand selbst blau und nicht die Empfindung der Wand. Ähnliches gilt für die anderen wahrgenommenen Qualitäten, wie Form, Geschmack, Temperatur usw. Der Punkt liegt hier nicht allein in der Tatsache, dass Empfindungen selbst nicht blau, rund oder bitter sein können, sondern in der Tatsache, dass es einem in der Wahrnehmung nicht so vorkommt, als sei die erscheinende Qualität die Eigenschaft

---

<sup>27</sup> Die metaphysische These ist an und für sich einleuchtend. Ich werde sie hier nicht diskutieren. Sollten Qualitäten als selbständige Gegenstände existieren können, so würde dies im geschilderte Argument keinen entscheidenden Unterschied machen. Die *Conclusio* in Robinsons Formulierung des 'Phenomenal principle' würde dann besagen, dass es eine Qualität gibt, statt zu sagen, dass es etwas gibt, das die Qualität besitzt.

<sup>28</sup> Robinson, *Perception*, 32.

eines mentalen Gegenstandes. Diese Einsicht wird oft in Anlehnung an Moore als ‘Transparenz der Wahrnehmung’ charakterisiert. Moore hatte tatsächlich beobachtet dass «that which makes the sensation of blue a mental fact seems to escape us: it seems, if I may use the metaphor, to be transparent – we look through it and see nothing but the blue»<sup>29</sup>.

Der Empirist reagiert auf diese Schwierigkeit in dem er typischerweise behauptet, dass die genannten Qualitäten vom Subjekt irrtümlicherweise in die Außenwelt projiziert werden.<sup>30</sup> Zwar ist dem Subjekt eine rein mentale Empfindung gegeben, doch scheint es dem Subjekt als handle es sich um die Qualität eines äußeren Gegenstands. In der Wahrnehmung liegt stets eine Täuschung in Hinsicht auf die Natur ihres Gegenstandes vor. Die oben genannte Transparenz wäre eine Konsequenz dieses systematischen Irrtums.

Diese empiristische Theorie der irrtümlichen Projektion fußt auf ein fragwürdiges Verständnis der Natur und der Rolle jener qualitativen Begriffe, die wir bei der Charakterisierung eines perzeptuellen Erlebnisses verwenden. Darin liegt die zweite oben genannte Schwierigkeit des empiristischen Repräsentationalismus.<sup>31</sup> Bei dieser Schwierigkeit geht es einerseits um eine erkenntnistheoretische Überlegung, und andererseits um eine rein begriffliche. Beginnen wir mit der letzteren.

Die Begriffe, um die es hier geht, sind Begriffe, die man besitzt unter der Bedingung, dass man sie anwenden kann aufgrund der Weise, wie uns die Sachen perzeptuell erscheinen.<sup>32</sup> Das gilt sowohl für Farbbegriffe, wie der Begriff Blau, wie für Formbegriffe, wie der Begriff Rund. Wenn jemand nicht sagen kann, welchen Begriff er spontan auf die Farbe und auf die Form eines Tennisballs, der ihm unter normalen Bedingungen visuell erscheint, anwenden würde, dann stellt sich die Frage, ob er die Begriffe Gelb und Rund wirklich besitzt. Ähnliches gilt für die anderen bisher berücksichtigten qualitativen Begriffe. Zu den normalen Bedingungen gehören sowohl physiologische und psychologische Faktoren, die das wahrnehmende Subjekt betreffen, wie physikalische Faktoren, die zu dessen Umgebung und zu seiner Beziehung zum Gegenstand gehören. Diese Überlegungen stellen eine zentrale Einschränkung dar für die Natur der gemeinten Qualitäten. Es kann nicht sein, dass die erforderlichen Bedingungen erfüllt sind, dass der Gegenstand die Qualität besitzt, und dass sie vom Subjekt nicht erlebt wird.<sup>33</sup> Ich möchte dies die *phänomenale Einschränkung* der perzeptuellen Qualitäten nennen. Bei diesen qualitativen Begriffen gilt nun aber zugleich, dass wir gewöhnlich davon ausgehen, dass die Gegenstände die zugeschriebenen Qualitäten bewahren, selbst wenn sie nicht wahrgenommen werden. Niemand (außer einzelne Philosophen) geht davon aus, dass ein Tennisball Farbe und Form verliert, wenn er nicht wahrgenommen wird. Dies entspricht der *Objektivitäts-Einschränkung* der perzeptuellen Qualitäten. Die Wahrheit einer Äußerung des Typs ‘Dieser Ball ist rund und gelb’ muss also beides, sie muss unter bestimmten Bedingungen perzeptuell

---

<sup>29</sup> G. E. Moore, «The Refutation of Idealism», *Mind* 12 (1903): 433–53. Abgedruckt in und hier zitiert nach: George E. Moore, «Sense-Data», in *Selected Writings*, Hg. George E. Moore (London: Routledge, 1993), 37.

<sup>30</sup> Als Modell für diese Idee gilt Lockes Analyse der sekundären Eigenschaften. Vgl. John Locke, *An Essay Concerning Human Understanding*. Edited by Peter H. Nidditch (Oxford: Oxford University Press, 1979), Kap II, viii, 10. Eine erweiterte Anwendung des Modells auf alle die hier gemeinten Qualitäten (egal ob primär oder sekundär in Lockes Sinn) findet sich in A. J. (Alfred Jules) Ayer, *The Central questions of philosophy* (London: Weidenfeld and Nicolson, 1973). Vgl. auch J. L. Mackie, *Problems From Locke*, Bd. 27 (Clarendon Press, 1976).

<sup>31</sup> Das, was hier folgt, geht teilweise auf Strawsons Argumentation zurück: Peter Frederick Strawson, «Perception and Its Objects», in *Perception and Identity. Essays presented to A. J. Ayer*, Hg. G. McDonald (London: Macmillan, 1979).

<sup>32</sup> Der relevante Kontrast betrifft Begriffe, welche die grundlegende Beschaffenheit der Gegenstände der Außenwelt charakterisieren, also etwa Begriffe, welche die chemische oder atomare Struktur jener Gegenstände beschreiben.

<sup>33</sup> Vgl. Naomi Eilan, «Intelligible Realism About Consciousness: A Response to Nagel’s Paradox», *Ratio* 27 (2014): 41 ff. und Gareth Evans, «Things without the mind», in *Philosophical Subjects*, Hg. van Staaten, Zak (Oxford: Clarendon Press, 1980). Abgedruckt in: Gareth Evans, *Collected Papers* (Oxford: Clarendon Press, 1985), 249–90.



feststellbar sein und sie muss bestehen können ohne perzeptuell erlebt zu werden. Dies entspricht der Natur unserer qualitativen Begriffe.<sup>34</sup>

Die empiristische Fehlertheorie geht davon aus, dass wir eine mentale Eigenschaft auf die Welt projizieren. Damit unterstellt sie unserer alltäglichen Verwendung der Qualitätsbegriffe einen Fehler. Wir irren uns in der Annahme, dass die Wahrheit unserer Qualitätszuschreibungen bestehen kann ohne von uns erfahren zu werden. Um nicht als bodenloser Unsinn zu gelten, muss die Äußerung 'Der Ball ist gelb und rund' neu interpretiert werden. Typisch für den Empiristen ist die Behauptung, dass damit gemeint sei, dass der Ball eine Gelb- und eine Rund-Empfindung *im* Geiste des Beobachters verursacht. Um diese Umdeutung unserer Qualitätsbegriffe glaubhaft aussehen zu lassen, sollte sie gut motiviert sein und durch eine bessere Alternative begleitet sein. Beides ist fraglich.

Die typische Motivation der begrifflichen Umdeutung liegt in der metaphysischen These, dass es keine Qualitäten in der Welt gibt. Die Sachen sind an und für sich weder rot noch warm. Sie erscheinen so, weil wir rein mentale Empfindungen auf sie projizieren. Zwei Punkte sind bei dieser Denkweise hervorzuheben. Der erste ist, dass sie seit Locke im Lichte des Unterschieds zwischen primären und sekundären Eigenschaften formuliert wird. Farben, aber nicht Formen, seien nur im Geist. Bei den Qualitätsbegriffen, die wir aufgrund perzeptueller Erlebnisse anwenden, geht es aber nicht nur um sekundäre Eigenschaften. Wir erleben perzeptuell nicht nur die Farbe und den Geschmack der Dinge, sondern auch ihre Form. Gibt es aber Formen nicht nur im Geist, so zieht das metaphysische Argument mindestens für diese Begriffe nicht. Der zweite Punkt ist, dass das empiristische Argument für die Umdeutung unserer Qualitätsbegriffe selbst für sekundäre Eigenschaften nicht wirklich überzeugt. Die oben genannte phänomenale Einschränkung legt fest, dass etwas Rotes so sein muss, dass es einem unter bestimmten Bedingungen auch rot erscheint. Damit wird die Tatsache ausgedrückt, dass unserem alltäglichen Verständnis zufolge die Rot-Qualität als solche erlebt werden können muss. Das erzeugt eine Form von Geist-abhängigkeit: die Qualität kann unter bestimmten Bedingungen nicht exemplifiziert werden ohne als solche erlebt zu werden. Das allein spricht aber nicht für die These, dass die Qualität eine Eigenschaft eines inneren, mentalen Gegenstandes sein muss, statt die Eigenschaft eines äußeren Gegenstands zu sein.<sup>35</sup> Der Empirist scheint hier genau den von Russell monierten Fehler zu machen, aus der Geist-abhängigkeit der Qualitäten zu schließen, dass es sich um Qualitäten von Gegenständen handeln muss, die sich *im* Geist befinden.

Aber nicht nur die Motivation der empiristischen Ansicht ist fraglich, sondern auch der Inhalt der vorgeschlagenen Alternative. Und damit kommen wir zur angekündigten erkenntnistheoretischen Überlegung gegen die empiristische Auffassung qualitativer Begriffe. Kurz gesagt liegt das Problem in der Unzulänglichkeit der These, dass Empfindungen, als innere mentale Gegenstände, die Qualität unserer

---

<sup>34</sup> Man kann den Zusammenhang anschaulich auch so darstellen. Dieser rote Ball ist so, dass er auch in einer Welt, in der ihn niemand wahrnimmt, die Eigenschaft rot und rund zu erscheinen haben kann (*Objektivität*). Subjekte in einer Welt, in denen derselbe Ball weder rot noch rund erscheint, hätten hingegen keinen Begriff, um die genannten Qualitäten zu bezeichnen (*phänomenale Einschränkung*). Sie könnten Eigenschaften bezeichnen, die damit eng verbunden sind, es wären aber nicht dieselben Qualitäten. So könnten sie etwa die Beschaffenheit bestimmter Oberflächen, die bei einer bestimmten Beleuchtung bei uns eine Farbwahrnehmung erzeugt, begrifflich erfassen. Und sie könnten die geometrische Definition einer Form erfassen. Die Eigenschaft, rot und rund erscheinen zu können, blieben aber für sie begrifflich unfassbar.

<sup>35</sup> Wie McDowell schreibt: «An object's being such as to look red is independent of its actually looking red to anyone on any particular occasion [...]. And there is no evident ground for accusing the appearance of being misleading. What would one expect it to be like to experience something's being such as to look red, if not to experience the thing in question (in the right circumstances) as looking, precisely, red?» (John McDowell, «Values and secondary Qualities», in *Morality and Objectivity*, Hg. Ted Honderich (Boston: Routledge, 1985), 134. Abgedruckt in und zitiert nach: John McDowell, *Mind, Value & Reality* (Cambridge (MA): Harvard University Press, 1998), 134.)

Erlebnisse bestimmen und zugleich als Abbilder der Außenwelt dienen. Die beiden Funktionen sind jedenfalls dann nicht verträglich, wenn perzeptuelle Erlebnisse dem Subjekt unmittelbare Gründe liefern sollen, um Überzeugungen über die Außenwelt zu bilden. Dieser Punkt kann wie folgt etabliert werden.<sup>36</sup>

Wir gehen davon aus, dass ein Subjekt die wahrgenommene Tatsache, dass der Ball gelb und rund ist, als Grund für das Urteil, dass der Ball gelb und rund ist, angeben kann. Das scheint mindestens teilweise in der Behauptung enthalten zu sein, dass einem in der Wahrnehmung die genannte Tatsache bewusst wird. Dem empiristischen Repräsentationalismus zufolge geschieht dies dadurch, dass das perzeptuelle Erlebnis qualitative Züge besitzt, welche eine Tatsache in der Welt repräsentieren. Nun ist die Frage, was an den intrinsischen Qualitäten des Erlebnisses dafür verantwortlich ist, dass dem Subjekt eben genau diese Tatsache und keine andere, wenn überhaupt eine, gegeben ist. Angenommen das Erlebnis hat die erlebten Qualitäten  $\varphi$  und  $\psi$ . Was an  $\varphi$  und was an  $\psi$  ist dafür verantwortlich, dass dem Subjekt dadurch ein Grund vorliegt, um zu glauben, dass der Ball gelb und rund ist? Wie es schon Husserl mit seinem charakteristischen Wortschatz beschrieben hat, enthalten reine Empfindungen «nichts vor ihrer Richtung auf einen wahrgenommenen Gegenstand; sie sind noch nicht das, was es macht, dass ein Dinggegenständliches in Leibhaftigkeit dasteht»<sup>37</sup>. Damit die erlebten Qualitäten dem Subjekt als Abbilder einer äußeren Tatsache gelten können, müssen sie zuerst, wie Husserl sagt, eine «intentionale Auffassung» erleben. Wie stellt sich der Empirist dies vor? McDowell hat die hier bestehende Herausforderung treffend formuliert: «How could representational significance be "read into" intrinsic features of experience in such a way that what was signified did not need to be understood in terms of them?»<sup>38</sup> Wie kann durch  $\varphi$  ein Grund geliefert werden, zu glauben, dass der wahrgenommene Gegenstand gelb ist, wenn  $\varphi$  selbst nicht schon irgendwie eine intentionale Ausrichtung auf die Farbe Gelb beinhaltet? Die von Empiristen oft verwendete Idee der Ähnlichkeit ist gerade hier zum Scheitern verdammt. Sie stammt aus der Metapher des Abbilds: bei einem reellen Bild können wir (eventuell) eine Ähnlichkeit zwischen dem Bild und dem abgebildeten Gegenstand perzeptuell feststellen. Bei der Wahrnehmung ist dies nicht möglich. Denn: womit soll eine Gelb-Wahrnehmung verglichen werden, um den repräsentationalen Inhalt der inneren Empfindung zu bestimmen, wenn nicht einer weiteren Gelb-Wahrnehmung? Und worin bestünde die erlebte Ähnlichkeit, wenn nicht schon bei der ersten der beiden Erlebnisse etwas gelb erscheinen sollte? Die Lage ist anders, wenn die phänomenale Qualität des Erlebnisses durch die Erscheinung, als intentionaler Gegenstand des perzeptuellen Erlebnisses, bestimmt wird. Freilich hat die Wahrnehmung eine phänomenale Qualität. Wir brauchen aber nicht davon ausgehen, dass sie anders bestimmt wird, als durch das, was in der Wahrnehmung intentional gegeben ist.

Dem empiristischen Repräsentationalismus gelingt es nicht einen Begriff der Empfindung zu bestimmen, der ausreichen würde, um Robinsons 'Phenomenal Principle' zu entschärfen. Wir stehen nach wie vor mit der Behauptung da, dass der erlebte Charakter einer Wahrnehmung dadurch bestimmt ist, dass einem etwas in einer bestimmten Weise erscheint. Sind wir also doch gezwungen, Moores Behauptung, dass das, was uns in der Wahrnehmung gegeben ist, kein gewöhnlicher Gegenstand der Außenwelt ist, zu akzeptieren? Erfreulicherweise sind wir es nicht. Es fehlt hier der Platz, um das nachweisen zu können. Ich möchte dennoch den bisher zurückgelegten Weg zusammenfassen, um eine Aussicht auf die anstehende Argumentation zu liefern

---

<sup>36</sup> Über die genauere Art und Weise, wie Wahrnehmungen unmittelbare Gründe liefern, kann ich hier nicht weiter eingehen. Genaueres dazu findet sich hier: Gianfranco Soldati, «Direct Realism and Immediate Justification», *Proceedings of the Aristotelian Society* 112 (2012): 29–44; Gianfranco Soldati, «Elements of a Phenomenological Theory of Perception», *Rivista di filosofia* 3 (2013): 461–84, doi:10.1413/74572.

<sup>37</sup> Edmund Husserl, *Ding und Raum. Vorlesungen 1907 Husserliana XVI* (Den Haag: Martinus Nijhoff, 1973), 46.

<sup>38</sup> McDowell, «Values and secondary Qualities», 140.

## §V.

Ausgegangen sind wir von der Frage nach dem, was für die Tatsache verantwortlich ist, dass es keine Intentionalität ohne Bewusstsein gibt. Begonnen haben wir mit Brentanos These, dass sich Erlebnisse – psychische Akte, wie er sie nennt – durch die intentionale Inexistenz ihres Gegenstandes auszeichnen. Wir hatten festgestellt, dass intentionale Inexistenz verstanden als Existenz *im* Akt, so dass der intentionale Gegenstand Teil des Erlebnisses ist, keine Eigentümlichkeit bewusster Erlebnisse ist. Die hinzugefügte Bedingung, dass der intentionale Gegenstand vom Geist selbst abhängt, hatte die Lage nicht deutlich verbessert. Wir hatten uns dann auf den von Brentano und Russell nahegelegten Gedanken eingelassen, dass der Gegenstand eines perzeptuellen Erlebnisses eine Erscheinung ist. Die Frage war, wie Erscheinungen zu verstehen sind. Wir hatten gesehen, dass Crane davon ausgeht, dass sie sowohl abhängig vom Geist wie im Erlebnis selbst enthalten sind. Dementgegen hatte Russell behauptet, dass das, was vom Geist abhängt, nicht unbedingt im Geist enthalten sein muss. Die Idee, dass Erscheinungen, als intentionale Gegenstände psychischer Akte, nicht im Geist enthalten sein müssen, hatte uns dazu veranlasst, intentionale Inexistenz anders zu verstehen. Nicht als Existenz *im* Geiste, sondern als Existenz, die für das Bestehen des Aktes nicht erforderlich ist.

Diese These, die These wonach intentionale Erlebnisse die Existenz ihres Gegenstandes nicht erfordern, scheint für die verbreitete Auffassung zu sprechen, dass intentionale Erlebnisse Repräsentationen sind, die korrekt sind, wenn ihr Gegenstand existiert, und falsch, wenn es ihn nicht gibt.<sup>39</sup> Gegen die Idee, dass sich intentionale Erlebnisse allgemein durch diese Form von Inexistenz auszeichnen spricht jedoch im spezifischen Fall der Wahrnehmung die Tatsache, dass man immer eine Qualität eines Gegenstandes erlebt, selbst bei einer Täuschung. Es ist diese Qualität, die den phänomenalen Charakter des Erlebnisses ausmacht. Das stellt für die repräsentationale Theorie ein Problem dar: denn eine Qualität zu repräsentieren, zum Beispiel im Denken, heißt nicht, sie zu erleben. Der Umweg über den empiristischen Repräsentationalismus war notwendig, um diesen oft unterschätzten Punkt deutlich zu machen. Der Empirismus tritt nämlich so auf, als würde er in diesem Zusammenhang eine glaubwürdige Alternative bieten. Diese bestünde darin, intrinsische Eigenschaften rein mentaler Empfindungen, statt Qualitäten wahrgenommener Gegenstände, für die Bestimmung des phänomenalen Charakters der Erlebnisse in Anspruch zu nehmen. Zwar neigen wir dazu, jene intrinsischen Eigenschaften auf die Außenwelt zu projizieren, wir liegen aber laut Empiristen darin systematisch falsch. Diese Alternative hat sich als unhaltbar erwiesen. Sie geht von einem falschen Verständnis unserer Qualitätsbegriffe aus und sie wird der erkenntnistheoretischen Funktion der Wahrnehmung nicht gerecht. Wir müssen somit feststellen, dass diese repräsentationalistische Alternative zur These, dass perzeptuelle Wahrnehmungen die Existenz ihres Gegenstandes involvieren, misslingt.

Es stellt sich die Frage ob damit jeglicher Versuch, Intentionalität durch die Inexistenz des Gegenstandes auszuzeichnen, gescheitert ist. Ist der intentionale Gegenstand wirklich ein Teil der Wahrnehmung, so dass die letztere vom ersten abhängt? Verpflichtet uns die Ablehnung der repräsentationalistische Auffassung der Wahrnehmung zu genau diesem Ergebnis? Bietet die oben geschilderte Idee, dass der intentionale Gegenstand vom Geist abhängen kann ohne im Geist enthalten zu sein keine relevante Alternative? Die Motivation, nach einer Alternative zu suchen, liegt u.a. im Anliegen,

---

<sup>39</sup> Genauerer über die unterschiedlichen Weisen, wie der Gegenstand einer Wahrnehmung in einer repräsentationalistischen und in einer nicht repräsentationalistischen Theorie bestimmt wird findet sich in Soldati, Gianfranco, «Intentionalität und Singularität demonstrativer Gedanken», in *Sprache, Wahrnehmung und Objektivität: Neue Perspektiven auf die Philosophie von Gareth Evans*, Hg. Misselhorn, Catrin, Ramming, Ulricke und Pompe, U (Paderborn: Mentis, o. J.).

die von Moore und Russell gezogene Konsequenz zu meiden, wonach der in der Wahrnehmung gegebene Gegenstand, nicht der gewöhnliche äußere Gegenstand sei.

Vieles hängt bei dieser Argumentation von der Analyse der perzeptuellen Täuschung ab. Einer verbreiteten Form von Disjunktivismus zufolge, können korrekte Wahrnehmungen nicht Erlebnisse desselben Typs sein wie Täuschungen oder Halluzinationen. Dem entgegen werde ich in der hier anschließenden Arbeit argumentieren, dass bei Täuschungen wie bei korrekten Wahrnehmungen dem Subjekt zwar geist-abhängige, aber dennoch externe Qualitäten gegeben sind. Es sind nach wie vor diese Qualitäten, die den bewussten Charakter perzeptueller Erlebnisse ausmachen. Die hier gelieferte Argumentation liefert die Grundlage für eine derartige Lösung.